

Melitta Breznik
Mutter.

Melitta Breznik

Mutter.

Chronik eines Abschieds

Luchterhand

»Es ist später als Du denkst«
Inscription auf einem Marmorstein
in Laas, Südtirol

Als ich auf die Welt kam, so erzählte Mutter, war ich ein hässliches, untergewichtiges Etwas, umhüllt von einem bittersüßen Geruch, der von einer käsigen, schuppigen Schicht auf meinem Körper herrührte. Zwei Wochen hatte ich mir nach dem errechneten Geburtstermin Zeit gelassen, sodass die Ärzte schon gemeint hatten, ich würde kaum lebend zur Welt kommen. »Mit einundvierzig wollte ich kein Kind mehr, aber als ich Dich in meinen Armen hielt, war alles gut.«

I

17. Oktober. Seit gestern bin ich hier bei Mutter. Ihre Stimme am Telefon klang verändert, der dunkle Ton fehlte, die Melodie der Sätze war ungewohnt eintönig, karg. Sie habe starke Bauchschmerzen, immer wieder erbrochen. Der Arzt habe gemeint, sie solle auf Blähendes und Fettiges verzichten, aber das tat sie ohnehin. Kein Lauch, kein Kohl, Mutter hatte den Speiseplan der Familie an ihre Bedürfnisse angepasst, nur manchmal gab es in meiner Kindheit Käferbohnen Salat mit Kürbiskernöl für Vater, mit kleingehackten Zwiebeln und Knoblauch, wie es in der Gegend üblich war. Mutter war Ende der Vierzigerjahre aus Frankfurt am Main in diese steirische Kleinstadt gekommen und hatte gelernt zu kochen, wie es die Männer hier von ihren Frauen erwarteten.

Seit Mutter Ende achtzig war, wurden die Wege zum Einkaufen beschwerlicher. Eines Tages zeigte sie mir Unterlagen über eine ihrem Alter angepasste kleine Wohnung. Dann war alles schnell gegangen. Mutter entwickelte unerwarteten Eifer, und wir pilgerten von einem Einrichtungshaus zum anderen, um das neue Mobiliar auszusuchen, das sie sich von ihrem Ersparten und etwas Geld von mir anschaffte. Sie wollte fast nichts mit-

nehmen, es sollte ein Neuanfang sein, für diesen letzten Abschnitt in ihrem Leben, der mit einem Umtrunk für die ehemaligen Nachbarn der Burggasse in ihrer neuen Bleibe begann.

Seit zwei Jahren lebt sie hier mit sieben älteren Frauen in dem zweistöckigen Wohnhaus nicht weit vom Stadtzentrum. Der Gesellschaftsraum im Parterre bietet genügend Platz, um gemeinsam Kaffee zu trinken oder Karten zu spielen, vormittags kümmert sich eine Sozialhelferin der Gemeinde darum, wenn etwas zu organisieren ist, ein Besuch des Hausarztes oder der Krankenpflege. Es gibt keine Männer hier, aus der Generation der Kriegsteilnehmer sind die meisten verstorben oder im Altersheim. Mutter hat sich gut eingelebt, der Alltag mit begehbarer Dusche, kleiner Kochzeile und Terrasse gestaltet sich komfortabler als in ihrer alten Wohnung, in der sie nach der Trennung von Vater die letzten fünfundzwanzig Jahre verbracht hat. Sie liebt es, in der warmen Jahreszeit ihren Mittagsschlaf im Liegestuhl vor ihrem Wohnzimmer im Freien zu halten und den Wind in den Haaren zu spüren. In einem kleinen Beet zieht sie Petersilie, Thymian und Pfefferminz, lässt Kletterrosen am Windschutz emporwachsen, die sie mit Hingabe pflegt, meist gemeinsam mit Frau Gabriel, die ihr seit einigen Jahren einmal in der Woche schwere Haushaltsarbeiten abnimmt.

Zunächst zögerte ich hierherzukommen, denn Mutter litt, seit ich mich zurückerinnern kann, an Unpässlichkeiten, die immer wieder verschwanden, so schnell

wie sie gekommen waren, und ich hoffte, es würde auch diesmal so sein. Ich hatte meinem Bruder, der in einer benachbarten Kleinstadt lebt, telefonisch die Lage geschildert, er wusste bereits Bescheid, und ich bat ihn, am selben Tag bei Mutter vorbeizuschauen und mir über ihren aktuellen Zustand zu berichten, da ich nicht wisse, ob meine Anreise nötig sei. Die nächsten Wochen in Basel hatte ich bereits verplant, ich führte Gespräche mit Chefärzten von psychiatrischen Kliniken, in denen ich mir meine nächste Arbeitsstelle vorstellen konnte. Zudem hatte ich ein Jahr Auszeit genommen, um an einem Buch zu arbeiten. Für die Recherchen dazu war ich zunächst nach Griechenland gereist, ins Gebiet der Felsen von Meteora, wo mein Vater einige Monate als Wehrmachtssoldat stationiert gewesen war. Eine Reise hatte mich auch nach Südengland geführt, nach Romsey, eine kleine Stadt nahe Southampton. Dort war er zwei Jahre lang als Kriegsgefangener interniert gewesen. Viel Zeit verbrachte ich in Archiven in Wien, London und Freiburg im Breisgau, um Unterlagen über Einheiten zu studieren, denen mein Vater im Laufe des Krieges zugeteilt worden war. Ich war auf der Suche nach der Katastrophe, deren Schatten ihn als Vater hatten versagen lassen. Er hatte sich im Laufe der Jahre, als Quartalstricker, nach und nach vom Leben zurückgezogen. Zum Abschluss meiner Recherchen war ich nach Frankfurt gefahren, genauer gesagt nach Bergen-Enkheim und Fechenheim, Vororte, in denen Mutter aufgewachsen war und wo sie während des Krieges Vater kennengelernt

hatte. Zuletzt hatten Mutter und ich vor ein paar Jahren dort Station gemacht, wir waren unterwegs zu vier psychiatrischen Kliniken in Hessen, auf der Suche nach Dokumenten über ihre Mutter, die dort interniert gewesen und unter unklaren Umständen zu Beginn der Vierzigerjahre verstorben war.

Von Frankfurt aus telefonierte ich mehrmals täglich mit Mutter, in der Hoffnung, sie würde sich erholen. Doch als sie mir sagte, sie könne das Bett kaum mehr verlassen, machte ich mich ohne weiteres Zögern auf den Weg hierher. Bei meiner Ankunft war ich überrascht, Mutter fröhlich zu sehen. Als ich sie, noch an der Türe, nach dem ersten Kuss auf ihre weiche Wange, die vertraut roch, vorsichtig umarmte, noch unsicher, wie fest ich sie berühren durfte, fühlte sie sich federleicht an. Fast war ich versucht, sie, die einen Kopf kleiner war als ich, hochzuheben wie ein Kind. Die Berührung löste in mir ein Gefühl von Geborgenheit aus, doch diese Nähe stellte sich meist nur in kurzen Momenten ein, als Auftakt meines Besuches und dann beim Abschied. Dazwischen war jeder körperliche Kontakt mit einem alten Tabu belegt. Nur nicht zu nahe, nicht zu lange die Hand halten, übers Haar streichen, nur nicht.

Mutter trägt ein gelbes Hauskleid. Es ist ein einfach geschnittenes Stück, das sie vor ein paar Jahren selbst genäht hat. Das Gelb passt zu ihren Haaren, die sich in dünnen Wellen weich um ihr Gesicht legen. Es ist später Vormittag, und wir sitzen auf der sonnenerwärmten Terrasse ihrer Wohnung, ein lauer Oktobertag hat sich über die Stadt gebreitet, mild und unerwartet. Mutter wirkt zerbrechlich und hat Mühe, Haltung zu bewahren und so zu tun, als fühle sie sich besser als in den Tagen davor. Meinen Vorschlag, den Hausarzt zu konsultieren, verwirft sie mit einer ablehnenden Geste, ein weiteres Insistieren würde nichts fruchten. Also erzähle ich von meiner Reise und beginne mit den Vorbereitungen für das Mittagessen, lege den Inhalt der Einkaufstasche auf dem Klapp Tisch aus, während sie zurückgelehnt im Sessel sitzt und die Sonne das Weiß ihrer Haare zum Leuchten bringt. Ich kenne Mutter nicht anders als mit dieser Frisur, und in mir tauchen Bilder aus meiner Kindheit auf, von der Friseurgehilfin, die über die mit Lockenwicklern bestückten Köpfe hinweg Tageskonversation führte. Das Geschnatter der Frauen schien sich gegenseitig aufzuladen, jede gab Geschichten über diesen und

jene zum Besten. Die Rede war meist vom Werk, diesem zwischen dunkel bewaldeten Bergen schnaubenden Ungeheuer, das über die Jahre immer wieder einen der Ehemänner, Väter oder Verlobten bei der Arbeit am Hochofen oder am Stahlhammer verschlungen hatte. Ich war neun Jahre alt und wünschte mir, Mutter würde sich für eine Färbung entscheiden, dunkelblond, was mir die Frage meiner Mitschüler ersparen würde, warum ich bei meinen Großeltern wohnte. Mutter sagte oft, das rasche Ergrauen habe kurz nach meiner Geburt begonnen, buchstäblich über Nacht.

Mutter und ich schneiden Gemüse, das ich an einem Marktstand in der Altstadt gekauft habe. Suppenhuhn vom Bauern aus der Gegend soll es geben, gewürzt mit Lorbeer, Majoran und Petersilie, so, wie sie es für mich gekocht hatte, wenn ich fiebrig von der Schule nach Hause kam und mich sofort ins Bett legte. Gelegentlich gab es auch sonst Hühnerbrühe, die Bouillon wurde am Sonntag mit Griesnockerl vor dem Schnitzel serviert. Die Sonne wärmt mir den Rücken, während wir einträchtig schälen, zerkleinern und die bunten Stücke in einer Glasschüssel sammeln. Ich beobachte, wie Mutter die Karotten in Scheiben schneidet, alle anderen mir bekannten Köchinnen verarbeiten sie zu länglichen Stiften. Die Suppe wird aussehen wie in meiner Kindheit, Erbsen und Möhren, kleine grüne Kugeln und orange Medaillons, die mit den golden glänzenden Fettaguen und der frisch geschnittenen Petersilie an der Oberfläche im Teller ein appetitliches Bild abgeben. Im Stillen

wünsche ich mir, sie solle durch meine Fürsorge rasch genesen. Wenn ich in der Gegend wohnen würde, könnten wir öfter miteinander kochen, dann wäre es selbstverständlich, einträchtig Strudelteig zuzubereiten, der so schmeckt, wie er immer geschmeckt hat. Als Jugendliche hat mich die Angst davor, eine Hausfrau zu werden wie meine Mutter, die mittags mit dem Essen auf ihren Mann und die Kinder wartet, davon abgehalten, mit ihr am Herd zu stehen. Erst als ich über dreißig war und als Ärztin in der Schweiz arbeitete, wollte ich wissen, wie sie die Marillenknödel zubereitete, fragte nach dem Rezept für den Topfenstrudel, den Kaiserschmarren, die Rindsrouladen. Vielleicht hätte Mutter mein Leben aufgefressen, wenn ich in ihrer Nähe geblieben wäre. Ich behalte den Gedanken für mich.

Das Huhn kocht in einem großen Topf langsam vor sich hin, Mutter hat sich aufs Sofa im Wohnzimmer gelegt, ich sitze allein auf der Terrasse, es weht ein warmer Herbstwind, und für einen kurzen Moment ist es wie früher, als ich noch klein war. Gleich würde Vater nach seiner Arbeitsschicht im Werk müde zur Tür hereinkommen und, nachdem er die Hände und das Gesicht gewaschen hätte, mit der Zeitung in der Hand in der Küche Platz nehmen, bis die Gemüse-, Gulasch- oder die Griesnockerlsuppe angerichtet war. Dann würden wir zu Tisch gerufen werden.

Während wir langsam die heiße Suppe löffeln und Mutter mir von ihren Nachbarinnen im Haus erzählt, stelle ich mir vor, es würde so sein wie bei meinen frühe-

ren Besuchen. Mutter hatte sich in meiner Gesellschaft meist schnell erholt. Möglicherweise ist es die Erschöpfung nach der Magenverstimmung, die sie in diese düstere Herbststimmung abgleiten lässt, unter der sie in den letzten Jahren zunehmend leidet. Nach einem halben Teller Suppe klagt sie über Bauchschmerzen und kurz darauf erbricht sie alles. Sie schleppt sich vom Badezimmer ins Bett und schläft erschöpft ein. Ich wasche in der kleinen Küche leise das Geschirr und beschließe, am nächsten Morgen mit Mutter ins Krankenhaus zu fahren. Mutters Zustand ist ernster, als wir beide es wahrhaben wollen. Verzagt setze ich mich an den Esstisch gegenüber der offenen Tür zum Schlafzimmer, sehe Mutter auf ihrem Bett liegen, zugedeckt mit einer rostbraunen Wolldecke, die sie bis zu den Schultern hochgezogen hat, beobachte von weitem ihr Gesicht, dessen Züge sich langsam glätten, und beginne in mein Tagebuch zu notieren.

Draußen vor den hohen Fenstern zur Terrasse zieht sich das Licht langsam aus der Landschaft zurück. Die Welt beschränkt sich auf das schwach von der Stehlampe erleuchtete Wohnzimmer mit dem goldgelben Sofa, die darauf drapierten Kissen, den Esstisch mit vier Stühlen aus hellem Holz, die Anrichte, auf der Gegenstände für Mutters täglichen Gebrauch bereitliegen. Fein säuberlich nebeneinander finden sich dort das Blutdruckmessgerät, die ovale Pillendose, ein Pack Taschentücher, ein kleiner Stapel ungleich quadratisch zurechtgeschnittener Zettel für die Einkaufsnotizen, darauf ein Kugel-